

Klaus Ebner

Einverleibtes Erbe
Zur Lektürestategie Michael Turnheims

»Man muss etwas anderes sehen können
als das Kanonisierte.«
(Peter Handke)

»[...] wichtig ist zu wissen, was das Buch ergeben wird,
wenn es ganz und gar gegessen sein wird.«
(Jacques Lacan)

Der Weg in die Gegenwart – in unserem Falle also in die Auseinandersetzungen mit den aktuellen »Seelenständen der Psychoanalyse«,¹ an denen Michael Turnheim größtes Interesse hatte, ist ohne eine Auseinandersetzung mit dem Erbe der Tradition, also jenem schon über hundert Jahre andauernden Übertragungsgeschehen, das die Geschichte, manche würde auch sagen die Entwicklung, der Psychoanalyse ausmacht, nicht zu haben. Dennoch sind Reflexionen auf den Prozess der Überlieferungsprinzipien, auf denen die Psychoanalyse beruht, innerhalb der Psychoanalyse eher rar. In welcher Form mit diesem Erbe, umzugehen sei, war aber nun eine Frage, die sich Turnheim in vielen seiner Arbeiten immer wieder gestellt hat, wobei er in seinen Untersuchungen die Doktrin und die methodischen Verfahren der Psychoanalyse – allzu oft im Dienste einer vermeintlichen Absicherung des konstituierten Wissens² – kritisch hinterfragte. Wo immer aber der Psychoanalyse – so könnte man in einer Abwandlung

1 Vgl. Jacques Derridas »Gruß« an die »Generalstände der Psychoanalyse« , im Juli 2010. Derrida, Jacques: *Seelenstände der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main, 2002.

2 An einer Stelle formuliert er sogar schärfer, dass es den Autoren »um die Herstellung einer Art von Museum geht, das der eigenen Respektierlichkeit dienen soll; oder um die billig-ironische Darstellung von Machtkämpfen, die bloß vom Eigensinn der Protagonisten bestimmt gewesen wären«. (Turnheim, Michael: *Versammlung und Zerstreuung, Psychoanalytische Aufsätze II*, Wien 1993, S. 54)

eines Satzes von Werner Hamacher³ über Literaturtheorie sagen – ein Schritt nach vorne gelingt, ist dies ein Schritt aus der Reihe ihrer eigenen kanonischen Verfahren. Dass die Arbeiten Turnheims diese Feststellung geradezu exemplarisch belegen, und wie Turnheim dazu kam jenen Schritt aus den Konventionen der analytischen Szene, deren Teil er war, zu tätigen und warum gerade Überlegungen zur Funktion der Trauer dabei eine wichtige Rolle spielten, möchte ich im Folgenden näher erläutern.

Michael Turnheim hat sich bereits in seinen ersten Sammelbänden mit Fragestellungen zur Geschichte der Psychoanalyse auseinandergesetzt. In seinen Lektüren, die gerade nicht »Dienst an der bloßen Archivierung« sein sollten, ging es ihm schon damals darum, »die Herausforderung, welche klassische Texte auch noch für den heutigen Kliniker darstellen«, gerade nicht zu unterschlagen, denn, wie es im Vorwort seiner zweiten Veröffentlichung *Versammlung und Zerstreuung* heißt, »nicht selten werde dort mit Schwierigkeiten gekämpft, die als gelöst zu betrachten ein Irrtum wäre.«⁴ In diesen Vorbemerkungen klingt schon die Überzeugung an, den psychoanalytischen Schriftenkanon nicht als abgeschlossenen Kodex zu betrachten, den es bloß zu verwalten gälte oder da zu bereinigen, wo es Unstimmigkeiten zu geben scheint. Über diese Hinweise hinaus findet aber noch keine Reflexion auf die Methodik, wie man dieser Herausforderung gerecht werden könne, statt. Oft werden noch Verweise auf Lacans Spätwerk als Synthesemittel angeboten, welche die Kluft in der Einheitlichkeit der Texte Freuds, auf die Turnheim schon damals stieß – die er später mit den Worten Derridas von der »inneren Spaltung der Freudschen Geste« kennzeichnen wird, schließen sollen. Eine explizite Methodenkritik erfolgte erst einige Jahre später während einer Vorlesung an der Universität Wien zum Thema Trauer und Melancholie im Wintersemester 1997/98. Da, wie bereits angedeutet, es gerade kein Zufall ist, dass die Reflexion auf den eigenen Kontext im Rahmen einer Trauertheorie virulent wurde, möchte ich auf seine Ausführungen etwas näher eingehen. Diese Vorlesung stellte eine Zäsur auf mehreren Ebenen im Werk

3 Vgl. Hamacher, Werner: »Unlesbarkeit«, in: Paul de Man: *Allegorien des Lesens*, Frankfurt am Main 1988, S. 7.

4 Turnheim: *Versammlung und Zerstreuung. Psychoanalytische Aufsätze II*, a.a.o., S. 7.

von Michael Turnheim dar. Dies zeigte sich auch in der Gestaltung der Vorlesung selbst. Waren die ersten Jahre seiner Lehrveranstaltungen in Wien noch überwiegend einer akkuraten Kommentierung der Arbeiten Lacans gewidmet (durchaus noch im konventionellen Sinne von: »was Lacan sagen wollte«), so wich Turnheim nun im Oktober 1997 von diesem Interpretationsprinzip ab, um erstmals eine Vorlesungsreihe einem Thema (zudem ein Thema, mit dem sich Lacan selbst kaum beschäftigt hat) zu widmen. Außerdem kam es zu einem Wechsel der theoretischen Hintergrundmetaphorik, da neben Freud und Lacan nun eine Reihe anderer Autoren – vor allem Jacques Derrida, aber auch Walter Benjamin, Paul de Man, Anselm Haverkamp, um nur die wichtigsten zu nennen – ausführlich zitiert und berücksichtigt wurden. Bei den damaligen Hörern sorgte dieser Wechsel durchaus für Verwunderung, und dass auch für Turnheim dieser Zäsur eine längere Phase des Unbehagens gegenüber dem eigenen psychoanalytischen Umfeld und der Rolle, die er darin hatte einnehmen wollen, vorausging, ist aus dem Vorwort von *Das Andere im Gleichen* (jene Publikation, in welcher sich vieles aus der Vorlesung niederschlug) herauszulesen. Dort hält Turnheim rückblickend fest: »Als ich meine Überlegungen über Trauer begann, empfand ich schon seit einiger Zeit eine gewisse Beunruhigung über eine sich in meiner eigenen Arbeit manifestierende Engstirnigkeit«. Er habe versucht, »Abstand zu gewinnen gegenüber jenen«, denen er, »(als Psychoanalytiker) (fast) alles« verdankt.⁵ Dass sich gerade ein so konservativ anmutendes Thema wie eine Trauertheorie auch als kritische Theorie der Psychoanalyse eignen kann, war eine der vielen Überraschungen, welche die Vorlesung von 1997 bereithielt. Indem Turnheim die für die Klinik wesentlichen Fragestellungen zu Verlust und Ersetzbarkeit mit methodologischen Vorentscheidungen in der Theorie verknüpft, gelingt es ihm, über das Paradigma der Trauer auch doktrinale Positionen in der Psychoanalyse zu verhandeln und sich auf das Wirken von kanonischen Verfahren in der Psychoanalyse zu besinnen. Die entscheidende theoretische Intervention Turnheims bestand darin, das Phänomen der Trauer eng mit der (auch in der Psychoanalyse lange übergangenen) Funktion von Lesbarkeit und Schrift in Zusammenhang zu bringen. »Schrift«, so Turnheim, »wäre

5 Turnheim: *Das Andere im Gleichen. Über Trauer, Witz und Politik*, Stuttgart 1999, S. 8.

der einzig würdige Ausgang von Trauer«.⁶ Wie in einer Propädeutik zu einer Theorie der Trauer setzt Turnheim an den Anfang seiner Vorlesung eine Reflexion über die Beziehung von Alterität, Lesbarkeit und Schrift, die näher darzustellen sich lohnt, da sie grundlegend für seine Herangehensweise an psychoanalytische Texte wurde⁷. Die Struktur der Schrift bezeichnet Turnheim als etwas »Singuläres«, d.h. »Unverständliches, das es zu entziffern«⁸ gilt. Die Schrift als Materialität, in welcher das Verlorene sich vermittelt findet – dies bedeutet zugleich bewahrt und entfremdet –, wird insofern zu einer wichtigen Repräsentationsform, weil sie jenseits von Intersubjektivität ein Feld der Lesbarkeit eröffnet, das die potentielle Fremdheit eines Autors respektiert. Ein Werk erschließt sich in einer Deutungsarbeit zweiten Grades, über die Äußerlichkeit der Zeichen. Die Hinwendung zur Schrift impliziert die Anerkennung eines notwendigen Abstands. Trauer, die im Lesen geschieht, erkennt die Grenzen der »Einführung« an, da Lesen, so wie es Turnheim favorisiert, »den Verlust der Unmittelbarkeit impliziert«.⁹ In dem Maße wie die Möglichkeit der Aneignung begrenzt wird, können sich Trauer und Deutungsarbeit verbinden. In seiner Haltung gegenüber der Tradition unterscheidet Turnheim nun zwischen einer (von ihm aufgekündigten) Treue »gegenüber der unterstellten oder tatsächlichen Absichten jener, auf die man sich als Psychoanalytiker beruft«; und einer Treue (die er affirmiert) »gegenüber Texten, welche grundsätzlich mit etwas von den Absichten (oder dem »Sagen-Wollen«) des Autors Verschiedenes

6 Zitiert nach dem (unveröffentlichten) Vorlesungsmanuskript der Vorlesung *Trauer und Melancholie*, Universität Wien, WS 1997/1998.

7 Es ist vielleicht nicht völlig ohne Belang für unser Thema, darauf hinzuweisen, dass auch bei Lacan ab den siebziger Jahren, der Begriff des Lesens eine neue und wichtigere Rolle einzunehmen beginnt. Und zwar ziemlich genau zu dem Zeitpunkt, als er sich seiner eigenen Kanonisierung gewahr wurde. In seinem Nachwort zur schriftlichen Edition seines Seminars über die *Vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* findet sich folgende Bemerkung über das Lesen: »Was sich liest, geht durch die Schrift, und bleibt unversehrt. Und was sich liest, das ist es, wovon ich spreche, denn was ich sage, gilt dem Unbewussten, dem also, was vor allem, sich liest« (Lacan, Jacques: *Das Seminar Buch XI, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Weinheim/Berlin 1987, S. 298).

8 Zitiert nach dem (unveröffentlichten) Vorlesungsmanuskript der Vorlesung *Trauer und Melancholie*, Universität Wien, WS 1997/1998.

9 Ebd.

zu tun haben muß«. ¹⁰ Lesen beginnt dort, so spitzt er zu, »wo es nur mehr die Schrift gibt und vom Autor nicht mehr die Rede ist«. Um die notwendige Distanz zu unterstreichen, fügt er in seiner Vorlesung noch an: »aufgrund der Alterität haben wir ihn (den Autor, K. E.) bewundert, im Zeitpunkt des Todes des Autors sind wir allein mit dem Fremden, das er uns zurückgelassen hat«. ¹¹

Um seinen Standpunkt zu verdeutlichen, unterscheidet Turnheim in seiner Vorlesung im Umgang mit der prinzipiellen »Fremdheit der Schrift« zwei unterschiedliche Wege, dem Vermächtnis eines Autors zu begegnen, nämlich ein introjizierendes und ein einverleibendes Lesen.

Der konventionelle Zugang zu Texten im (stillen) Glauben an die Sinnrekonstruktion, den Turnheim vorwiegend der hermeneutischen Tradition zuschreibt, die unausgewiesen auch die psychoanalytische Tradition mitbestimmt, wird mit dem in Verbindung gebracht, was Turnheim als introjizierendes Lesen beschreibt. Dieses ist von der Möglichkeit einer Trennung in »Anderes« und »Gleiches«, also zum Kanon gehöriges und apokryphes, geleitet. Der Begriff der Introjektion ist hier deswegen sehr passend, weil er in der Geschichte der Psychoanalyse schon bei Freud in die Nähe der Urteilsfunktion gerückt wurde, die für Ausschlusskriterien an der seelischen Basis zuständig ist, also für: »Das will ich in mich einführen und das aus mir ausschließen. Also: es soll in mir oder außer mir sein«. ¹² Turnheim verwendet den Begriff der Introjektion, um die »vernünftige« Form der Aneignung des Anderen (oder genauer bestimmter Züge des Anderen) in Form von »Kennzeichen« ¹³ zu beschreiben. Das introjizierende Lesen ermöglicht die Produktion einer »offiziellen Version« der Lehre, einer normativen Struktur mit Deutungshegemonie. Diese Form der Objektbeziehung findet sich häufig in Institutionen, da diese Urteilsfunktion die Möglichkeit der Identifikation via Ausschluss erleichtert, die letztlich jeder *corporate identity* zugrunde liegt. Die Krux dieser Form von Selbstkonstitution liegt allerdings darin, dass in der sauberen Trennung von Angeeigneten und nicht Ange-

10 Turnheim: *Das Andere im Gleichen*, a.a.O., S. 8.

11 Zitiert nach dem (unveröffentlichten) Vorlesungsmanuskript der Vorlesung *Trauer und Melancholie*, Universität Wien, WS 1997/1998.

12 Freud, Sigmund: »Die Verneinung«, in: *Studienausgabe Band III: Psychologie des Unbewussten*, Frankfurt am Main 1975, S. 374.

13 Turnheim: *Das Andere im Gleichen*, a. a. O., S. 60.

eigneten, also Eigenen und Fremden, »gleichzeitig Alterität als ausgeschlossenen Rest des Anderen produziert« wird,¹⁴ Dieses »Andere im Gleichen«, dessen Schicksal Turnheims Interesse gilt, kann aber an anderer Stelle wiederkehren¹⁵ und die Grenzen dieser Markierung erodieren. Indem es die »Andersartigkeit« verwirft, erreicht das introjizierende Lesen zwar Kohärenz in der Doktrin, allerdings um den Preis einer »notwendigen Verstümmelung« des Textes um seine widersprüchlichen, oder »befremdenden« Anteile. Turnheim rechnet den Anspruch, wissen zu können, was ein Autor sagen wollte, der Orthodoxie zu. Nichts aber kann sicherstellen, fügt Turnheim an, dass nicht gerade der verstümmelte Rest, der verborgenen, geheimen Intention des Autors entsprechen würde. Wenn es also auch unvermeidlich erscheint, dass, wie es Blanchot am schönsten ausdrückte, »das Werk in der Welt der Kulturen sich so verändert, dass es Garant von Wahrheiten und Treuhänder von Bedeutungen wird«¹⁶ – und diese Tendenz vielleicht für die psychoanalytischen Schulen noch in verstärktem Maße zutrifft –, so zielt Turnheim in seiner Vorlesung darauf ab, diesem Prozess einen anderen Mechanismus entgegen zu stellen. In seiner Vorlesung bezeichnet Turnheim jene nicht glättende, unorthodoxe Rezeptionsform als einverleibendes Lesen.

Das einverleibende Lesen konzentriert sich ganz auf das, »was sich geschrieben hat«,¹⁷ es berücksichtigt auch die Verwerfungen (oder gerade die Verwerfungen) in der offiziellen Rezeptionsgeschichte. Die Einverleibung, ein Terminus der bei Freud auf die »kannibalischen Phase der Libidoentwicklung«¹⁸ zurückgeht, bezeichnet eine frühe und intensive Form der Objektbeziehung, welche die Trennung in gute und schlechte Objektanteile noch nicht durchlaufen hat; sie hat daher stärker als die reifere Form der Introjektion mit Ambivalenz und Liebe zu tun. Bei Turnheim steht die Einverleibung für eine »wilde,

14 Ebd.

15 Dieser Rest findet sich manchmal in anderen Institutionen »ausgelagert.« Vgl. den diesbezüglich sehr erhellenden Aufsatz von Judith Butler: *Kann das Andere in der Philosophie sprechen?*, in: *Die Macht der Geschlechternormen*, Frankfurt am Main 2010, S. 367–395.

16 Blanchot, Maurice: *Das Unzerstörbare. Ein unendliches Gespräch über Sprache, Literatur und Existenz*, München 1991, S. 27.

17 Wiener Vorlesung WS 1997 (unveröffentlicht).

18 Freud: »Trauer und Melancholie«, in: *Studienausgabe*, Bd. III, a.a.O., S. 203.

ungemäßigte, orale, unverdaute und heimliche Introjektion«. ¹⁹ Dieses Zitat aus der Vorlesung spielt bereits auf die Arbeiten der französischen PsychoanalytikerInnen Nicolas Abraham und Maria Torok an, welche die Inkorporation als Terminus für eine gescheiterte Introjektion ausdrücklich mit der Entstehung einer pathologischen Form der Trauer in Zusammenhang brachten. Der Begriff Inkorporation steht für die heimliche Repräsentation eines »Fremdkörpers« im Ich. Die Inkorporation ist die Grundlage jener Repräsentationsform, welche Abraham und Torok unter dem Begriff der Krypta ins Vokabular der Psychoanalyse eingeführt haben. Die Krypta beschreibt einen heterotopen, intrapsychischen Ort, eine parasitäre Einschließung über die sich das Selbstverhältnis nicht mehr vollständig zu schließen vermag. Die Krypta trägt das Brandmal der heterogenen, unassimilierten Objekterfahrungen, die in einer »subversiven Aktion« ²⁰ eine permanente Umschichtung in der Kontinuität der narrativen Identität bewirken. Turnheim löst nun die Inkorporation von ihrer pathologischen Komponente, um sie als alternative Rezeptionsform zu den oben beschriebenen vereinheitlichenden Tendenzen im Umgang mit analytischen Texten vorzuschlagen. Die Materialität, welche die Möglichkeit der Einverleibung trägt, ist die Schrift, da diese in sich eine Vieldeutigkeit enthält, die sich durch keine auktoriale Geste begrenzen lässt. In der Mitaufnahme der nicht assimilierten Elemente kann das einverleibende Lesen den introjizierten Text »wieder in Bewegung bringen«. ²¹ Indem Turnheim das Siegel der Ideologie bricht und Schablonen aufhebt, mit denen wir auch (oder gerade) kanonisierten Texten begegnen, wird das bisher Geklärte in Frage und die Möglichkeit zu Lesen wiederhergestellt. Und ich glaube, dies hat damit zu tun, dass sich Turnheim in einem Text nicht auf die konstituierten Aussagen stützt, sondern sich auf die Bruchstellen, Einschlüsse und heterogenen Nährlösungen, die dieser enthält, achtet. Diese liefern ihm das Material für seine Fragestellungen. In der Preisgabe des Anspruchs an eine kohärente Doktrin ermöglicht das einverleibende Lesen auch den »fremden« Aspekten, die in der unauslotbaren Tiefe

19 Ebd.

20 Abraham, Nicolas und Torok, Maria: *L'Écorce et le noyau*, Paris 2001, S., 269.

21 Zitiert nach dem (unveröffentlichten) Vorlesungsmanuskript der Vorlesung *Trauer und Melancholie*, Universität Wien, WS 1997/1998.

eines Werks verborgen sind, ein »parasitäres« Fortleben. Gerade die aus dem Kanon ausgeschlossenen Aspekte eines Texts könnten das »heimliches Versprechen«, das Turnheim hinter dem konstituierten Wissen der psychoanalytischen *Episteme* vermutet, enthalten²². Turnheim nimmt daher jene Elemente, die in inhärenter Opposition zu dem offiziell Gesagten stehen, als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen, um in seinen Aufsätzen und Vorlesungen die gängigen Lektürekonventionen zu durchbrechen. Nicht selten kann dabei zum einheitlichen Hauptsinn eines Textes Heterogenes zum Vorschein kommen. Jene Fremdkörper, die wie Inseln einer noch nicht etablierten Unordnung mit dem Hauptsinn Unvereinbares enthalten, werden

22 Interessanterweise findet sich die Überzeugung, dass es »ein Wahres gibt, das sich in einem gebundenen Wissen nicht erfassen lässt« (Lacan, Jacques: *Das Seminar. Buch II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, a.a.O., S. 26) auch beim sogenannten »frühen« Lacan. Mit Bezugnahme auf die griechische Philosophie versucht Lacan auszuführen, dass »die Episteme, das durch eine formale Kohärenz gebundene Wissen, nicht das gesamte Feld der menschlichen Erfahrung deckt« (ebd., S. 25). Der psychoanalytische Diskurs habe genau dort einzusetzen, wo der Schleier der Episteme, die sich laut Lacan durch eine »Kohärenz des Diskurses« (ebd., S. 31) ausdrückt, zerreißt, um dort die eigentliche *orthodoxa* zu entdecken, die die noch unentfalteten Wahrheit enthält. »Was wir in der Analyse entdecken, liegt auf dem Niveau der *orthodoxa*. Alles, was sich im Feld des analytischen Handelns vollzieht, ist der Konstitution des Wissens vorgängig, was nicht daran hindert dass wir, indem wir in diesem Feld operieren, ein Wissen konstituiert haben – (...) alles, was man Ihnen in mehr oder weniger vor-verdauter Form in den angeblichen Psychoanalyseinstituten beibringt – sadistische, anale Stadien usw. – all das ist selbstverständlich überaus brauchbar, für allem für Leute die keine Analytiker sind« (ebd., S. 30). In letztere Entwicklung sieht Lacan gerade eine Gefahr, in welcher sich die Psychoanalyse, wie auch jede andere Disziplin befindet: nämlich den Funken an unausgeschöpfter Bedeutung wieder an die Institutionalisierung zu verlieren »Es gibt in jedem einmal konstituierten Wissen eine Dimension des Irrtums, die darin besteht, die schöpferische Funktion der Wahrheit in ihrer Entstehungsform zu vergessen« (ebd., S. 29). Dies wäre das Schicksal der Analytikergeneration nach Freud gewesen. »Die Wahrheit ist: die Dimension des Unbewussten, die ich evoziere, sollte vergessen werden, und Freud sah das genau voraus. Über seine Botschaft schloss sich das Unbewusste wieder dank jenen rührigen Orthopädeuten, zu welchen die Analytiker der zweiten und dritten Generation verkommen waren, als sie ohne zögern durch eine umfassende Psychologisierung der analytischen Theorie jene Kluft wieder zunähten«. (Lacan, Jacques: *Das Seminar XI*, a. a. O., S. 29). In seinem Bestreben diese Kluft wieder aufzutrennen und genau an den Bruchstellen im psychoanalytischen Diskurs anzusetzen, wäre Michel Turnheim wiederum ein sehr orthodoxer Denker (und Lacanianer) gewesen.

von Turnheim als wesentliche Bedeutungsträger erkannt und immer wieder aufgesucht, können diese doch auf die Risse in der Konformität eines Systems hinweisen. Turnheims Lektüre gleicht einem Akt der Ent-kanonisierung, der die wohl gefügte Ordnung eines Texts in Frage stellt. Dass diese Dekanonisierung auch eine Delegitimierung der »Autorisierung«, die sich auf die Autorintention beruft, bedeutet, ist sicherlich eine der politischen Spitzen, die Turnheims Studie zur Trauer beinhaltet. Angebote zur Identifikation, wie etwa mit dem vom Autor Beabsichtigten, werden bewusst destabilisiert und die Annahme der »beruhigende[n] Eindeutigkeit eines Sagen-Wollens«²³ aufgekündigt. Dieses »Einklammern« des »großen Andern« bedeutet aber nicht dessen Zerstörung oder käme einer »Abschaffung« der Psychoanalyse gleich, sondern eröffnet das Feld einer beharrlichen (Deutungs-)Arbeit, um jenes »andere« freizulegen, das dieser unwissentlich, es verdrängend oder verleugnend, auch in sich birgt²⁴. Dies erzeugt ein beständiges Changieren zwischen Lesbarkeit und Unlesbarkeit, Treue und Abschweifung, oder in den Worten Paul de Mans »Blindheit und Einsicht«, ohne dass dieses Dialektik zu einem endgültigen Abschluss kommt. Im Gegenteil: An deren Wechselspiel schreiben sich die vielfältigen Verzweigungen in den Texten Turnheims fort. In Turnheims Überzeugung gerade die widersprüchlichen Strebungen in einem Werk als wesentliche Interpretationsinstanzen zu betrachten, liegt aber auch eine Element des Widerstands gegen eine dogmatische glatte Sprache, die der Bühnenpreisträger Reinhard Jirgl als »Diktatur der Oberflächen«²⁵ gekennzeichnet hat, die in der Instrumentalisierung eines scheinbar reibungslosen Diskurses besteht. In diesem Sinne ist jenes »Scheitern der Oberfläche«, dem Turnheim den Titel eine seiner Bücher verlieh, durchaus affirmativ zu verstehen. Dies zeigt sich auch daran, dass Turnheim der immer stärker zu Tage tretende Uneinheitlichkeit in der psychoanalytischen Doktrin mit Neugier begegnete, und diese keinesfalls zu revidieren versuchte. Jene Haltung zum psychoanalytischen Erbe, die er als ein-

23 Derrida: *Mémoires. Für Paul de Man*, Wien 1988, S. 96; zitiert in: Turnheim: *Das Andere im Gleichen*, a.a.O., S. 95.

24 Letztere Formulierung spielt auf eine Bemerkung Jean-Luc Nancys an, der sicherlich nicht ganz zufällig, ähnliches über die Situation des Monotheismus festhielt. Vgl.: Nancy, Jean-Luc: *Philosophische Chroniken*, Berlin/Zurich 2009, S. 27.

25 Jirgl, Reinhard: *Land und Beute*, München 2008, S. 33ff.

verleibendes Lesen erstmals qualifizierte, war der Beginn einer Arbeit an der Tradition, um, wie er es in seinem letzten Buch schreibt »das jetzt deutlicher zutage tretenden Uneinheitliche zu formalisieren«. ²⁶ Seine vielfältigen Aufsätze sollten dabei helfen, die Gegenwart besser zu begreifen und die Zukunft (oder die Zukünftigkeit) der Psychoanalyse zu wahren. Diese Arbeit ist *per se* nicht abschließbar, denn wie Turnheim in seiner Vorlesung apodiktisch feststellte: »Die Einverleibung ist niemals erledigt. Dies würde die innerste Wahrheit der Alterität aussprechen«. ²⁷

Ich möchte zum Abschluss daher noch einmal kurz darauf zu sprechen kommen, wie Turnheims Arbeiten zur Theorie der Trauer seine Haltung zu aktuellen Fragestellungen der Psychoanalyse geprägt hat. Die politische Pointe von Turnheims Trauerlektüren besteht freilich darin, nachzuweisen, wie der Wunsch nach Homogenität eine »Unfähigkeit zu trauern« produziert, die gleichzeitig auch ein »Widerstand zu lesen« wäre, da die Konfrontation mit der im Leben und Werk vorhandene Alterität verweigert wird. Jene Bestrebungen, die eine Legitimation über die Person oder die Absichten des Autor (also das »Sagen-Wollen«) sicherstellen wollen, würden mehr an potentiell pathologischen Ausschlussmechanismen, die einer Verarbeitung der Tradition eher blockieren, enthalten, als die auf den ersten Blick der Melancholie näher stehende unabschließbare, wiederkehrende Vertiefung in den fremden und nicht abschließend deutbaren Schriftcharakter eines Werks. Gerade jene Auffassung, welche in Angst vor Missbrauch die Doktrin durch einen möglichst hohen Grad an Kohärenz absichern möchte, befindet sich in der Logik Turnheims eher in der Gefahr, Beute einer fehlgeleiteten Trauerarbeit zu werden, die sich etwa in den nachträglichen Korrekturen niederschlägt, die notwendig sind, den Schein der Einheitlichkeit aufrecht zu erhalten, während die offen ausgesprochene Unmöglichkeit einer widerspruchsfreien Aneignung jener Täuschung vielleicht weniger erliegt und den Werken mehr an »Nachleben« (Benjamin) ermöglicht. An der kritischen Haltung der Trauer geschultes Lesen dient daher nicht den Korrekturen der Primärtexte sondern als Korrektiv jeder Form der Idealisierung oder Nostalgie. Diesen antidogmatischen Aspekt

26 Turnheim: *Mit der Vernunft schlafen*, Berlin/Zürich 2009, S. 7.

27 Zitiert nach dem (unveröffentlichten) Vorlesungsmanuskript der Vorlesung *Trauer und Melancholie*, Universität Wien, WS 1997/1998.

von Trauer hat vielleicht Paul de Man am besten auf den Punkt gebracht, wenn er schreibt: »Wahre Trauer unterliegt der Täuschung weniger. Das Äußerste, dessen sie fähig ist, ist das Nicht-Verstehen zu erlauben und nicht-anthropomorphische, nicht elegische, nicht rühmende, nicht lyrische, nicht poetische und das heißt prosaische oder, besser historische Formen der sprachlichen Gewalt aufzuzählen.«²⁸ Wenn Turnheim immer wieder sprachliche Gewalt, die über die oben angedeuteten normativen Aneignungsmechanismen funktioniert, entlarvt, zeigt er, in welchem Naheverhältnis hier Trauerarbeit und Dekonstruktion stehen. Von der Seite der Psychoanalyse ausgehend und sich der Frage der Trauer widmend, bestätigt Turnheim aus der Konsequenz seiner Überlegungen heraus die Vermutung des Literaturtheoretikers Haverkamp, »dass die Trauerarbeit das Paradigma von Dekonstruktion darstellt«, weil in ihr »die Arbeit am Mythos zur Trauerarbeit an der Tradition wird.«²⁹ Konterkariert wird die Trauer allerdings durch die unabschließbare Übertragung, die im scheinbar vertrauten Text weiter an das Unerkannte, wie an ein geheimes (kryptiertes) Versprechen, an die »Wehen« (Benjamin) des noch nicht Entzifferten glaubt. Turnheims Variante der Trauerarbeit zeigt somit auch einen Ausweg aus der Falle einer falschen Form der »eschatologischen Melancholie«³⁰, die aus dem Gefühl entsteht, das Erbe der Moderne sei gesättigt, alles sei gesagt, da Turnheim immer daran festhielt, dass »es einen widerspenstigen Rest, den man immer von neuem, »unendlich«, zu resorbieren versucht« gibt.³¹ Anders aber als in der offiziellen Bindung an eine Lehre oder Treue zu einer Person, die dann schnell zum Mythos wird, und sei es der Lacans, lässt Turnheim die Übertragung über die mit der Bindung an die eigene Tradition einverleibten Fremdkörper heraus wirken. Damit kann der Text zur Krypta werden, die als Dezentrierungsstruktur die Totalität eines Werks immer wieder in Frage stellt, aber auch das Begehren zu Lesen aufrecht erhält. Die Übertragung lebt aus dem einverleibten Erbe heraus fort, weil sie, wie Schlegel, der als erster Rezeptionsfragen zum Thema machte, in seiner Rezension zu Goethes Wilhelm

28 De Man: *Allegorien des Lesens*, a.a.O., S. 202.

29 Haverkamp, Anselm: *Laub voll Trauer. Hölderlins späte Allegorie*, München 1991, S. 28.

30 Blumenberg, Hans: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt am Main 1979, S. 689.

31 Turnheim: *Versammlung und Zerstreuung. Psychoanalytische Aufsätze II*, a.a.o, S. 14.

Meisters Lehrjahre schreibt, aus dem Glauben geboren ist, »dass ein Werk mehr weiß als es sagt, und mehr will als es weiß.«³² Neben der Distanz die Turnheim einfordert, ist jener »Glaube« an das Werk auch der Grund, dass seine Arbeiten oft die »Frische« eines immer erneuten »Beginns«, um nochmals ein Wort von Blanchot zu verwenden, ausstrahlen, die auf eine unwiderrufbare Zukünftigkeit verweist, da Turnheim im Lesen der psychoanalytischen Texten diesen immer wieder wie in »statu nascendi« begegnet.

32 Schlegel, Friedrich: *Kritische Ausgabe*, Bd. 2, S. 140.